



TORSTEN NICODEMUS

Crowe  
- Die Krähe -

AKTIOKRAT VERLAG

TORSTEN NICODEMUS  
*CROWE*  
— DIE KRÄHE —

LESEPROBE

AKTIOKRAT VERLAG

Dieses Leseprobe-PDF ist urheberrechtlich geschützt.

© 2026 Aktiokrat Verlag · Torsten Nicodemus

Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine unverkäufliche Leseprobe.

KAPITEL 1

## *Der Traum von der See*

Meine Geschichte begann lange bevor ich das erste Mal einen Fuß auf ein Schiff setzte. Ich war siebzehn, und die Welt war größer, als mein Kopf sie fassen konnte. Oakland war für mich nur ein Käfig aus staubigen Straßen und hölzernen Hütten, aus grauen Tagen, die nach Kohle und Schweiß rochen. Doch hinter den Docks, dort wo die Schornsteine der Dampfer Rauch in den Himmel spien, wartete ein Versprechen.

Ich wollte hinaus. Nicht morgen, nicht nächstes Jahr – jetzt. Achtzehn sollte man sein, sagten sie, um anzuheuern. Aber mein Blut pochte zu laut, als dass ich hätte warten können. Ich träumte von Häfen, die nach Gewürzen rochen, von Städten, die ich nur von Landkarten kannte, von Meeren, die so weit waren, dass man darin vergessen konnte, wer man war.

Meine Mutter sagte, ich solle ein Handwerk lernen. Mein Vater schüttelte den Kopf, wenn er meine Blicke zum Horizont sah. Doch in meinen Nächten hallte das Tuten der Dampfer wie ein Ruf, den ich nicht länger überhören konnte.

So packte ich eines Morgens meine wenigen Habseligkeiten – ein Hemd, ein Stück Brot, ein Notizbuch und ein Stift – und machte mich auf den Weg zum Hafen. Die Sonne hing noch tief, der Nebel kroch wie kalter Atem über die Schienen, und in meinen Ohren klangen die Geschichten, die die Männer in den Kneipen erzählten: Von Stürmen, von Schätzen, von Tod und von Ruhm.

Ich wusste nicht, ob ich zurückkehren würde. Aber ich wusste, dass ich los musste. Und so begann mein Weg – nicht als Held, nicht als Kapitän, sondern als Junge, der glaubte, das Meer würde ihn willkommen heißen.

Der Hafen empfing mich nicht mit offenen Armen, sondern mit Fäusten und Flüchen. Schon von weitem hörte ich das Knarren der Ladebäume, das Poltern von Fässern, das Pfeifen der Aufseher. Männer schwitzten unter schweren Säcken, Ochsen zogen Karren über das Pflaster, und zwischen all dem Gedränge stank es nach Teer, Fisch und billigem Rum.

Ich blieb einen Augenblick stehen und sog die Luft ein, so scharf, dass sie mir die Kehle zuschnürte. Das war die Welt, von der ich geträumt hatte – und sie war lauter, härter und hässlicher, als ich sie mir vorgestellt hatte.

An der Pier lagen die Schiffe wie schlafende Riesen. Rauch quoll aus den Schornsteinen, die Masten knarrten im Wind, Taue peitschten, wenn ein Matrose sie nicht fest genug hielt. Überall schrie jemand, überall lachte jemand, und irgendwo prügelten zwei Männer so heftig aufeinander ein, dass keiner es wagte, sie zu trennen.

„He, Junge!“ Ein bärtiger Seemann mit einer roten Mütze musterte mich. „Suchst du Arbeit?“

„Vielleicht“ sagte ich und versuchte, meine Stimme fest klingen zu lassen.

Er lachte krächzend. „Dann lerne erst mal, den Mund zu halten. Auf See bist du nichts. Nur eine Hand, die Befehle ausführt. Fragst du zu viel, landest du im Loch.“

„Im Loch?“

Der Seemann deutete mit dem Daumen auf ein Schiff, das gerade beladen wurde. „Knast an Bord. Dunkel, eng, feucht. Da drin lernst du, wer das Sagen hat. Schon mancher kam nicht mehr raus.“

Ich schluckte trocken und nickte, als hätte ich es verstanden. Doch in mir pochte der Gedanke: Wenn das der Preis ist, dann werde ich ihn zahlen.

Ich ging weiter, tiefer in das Gewimmel, und suchte ein Schiff, das mich nehmen würde – einen Platz, egal welchen, Hauptsache hinaus.

Ich suchte mir den Mut zusammen und trat an eine Gruppe Matrosen heran, die an der Reling saßen und Karten spielten. Ihre Gesichter waren wettergegerbt, die Hände schwielig, die Augen müde. Einer zog gerade an seiner Pfeife und blies den Rauch mir ins Gesicht.

„Ich will anheuern“, sagte ich. „Nehmt ihr noch Leute?“

Ein kurzer Moment der Stille, dann brachen sie in Gelächter aus.

„Hört ihr das? Der Bengel will zur See!“ Einer klopfte auf den Tisch, dass die Karten flogen. „Warte noch ein Jahr, Knabe, bis dir Haare wachsen, dann reden wir weiter.“

„Oder“, spottete ein anderer, „geh heim zu deiner Mutter. Die Schiffe hier fressen Kerle zum Frühstück.“

Ich ballte die Fäuste, auch wenn mein Herz raste. „Ich kann arbeiten. Härter, als ihr denkt.“

Der Pfeifenraucher sah mich lange an, dann schüttelte er den Kopf. „Arbeiten, ja... aber Befehle schlucken, das ist was anderes. Auf See zählt nicht, was du willst. Auf See zählt nur, ob du gehorchst.“

Ein dritter beugte sich vor, die Stimme leiser. „Manchmal ist der Hafen sicherer, Junge. Manche Schiffe bringen dich zurück – andere bringen dich um.“

Ich runzelte die Stirn, doch ehe ich nachfragen konnte, warfen die Männer die Karten zusammen, als hätten sie genug von mir. Nur der Rauchende murmelte noch: „Denk dran, Knast gibt es nicht nur an Land.“

Ich verstand den Sinn nicht, oder wollte ihn nicht verstehen. Ich sah nur die Schiffe, die Tauen, die Segel, und hörte in meinem Kopf das Rufen der Ferne. Und so blieb ich stehen, mitten im Lärm des Hafens, und schwor mir: Ich gehe an Bord, koste es, was es wolle.

Kaum hatte ich diesen Entschluss gefasst, als ein anderer Mann auf mich zukam. Er trug eine zerbeulte Mütze, den Bart kurz, den Blick scharf wie ein Messer. Seine Schritte klangen fest auf den Planken, und alle Matrosen um uns herum verstumm-

ten, als er näher kam.

„Du willst zur See?“ fragte er ohne Umschweife.

Ich nickte. „Ja. Ich kann arbeiten. Alles, was gebraucht wird.“

Er sah mich an, musterte mich von den abgetragenen Stiefeln bis zum dünnen Hemd. „Schon mal an Deck gestanden?“

„Nein“, gab ich zu. „Aber ich lerne schnell.“

Einen Augenblick lang schien er zu überlegen, dann zuckte er mit den Schultern. „Gut. Wir brauchen Hände, keine Fragen. Fracht nach Yokohama. Der Käpt'n nimmt dich – wenn du stillhältst und tust, was man dir sagt.“

Einer der Matrosen brummte: „Armer Hund. Er weiß nicht, worauf er sich einlässt.“

Der Mann mit der Mütze warf ihm einen Blick zu, der keine Widerrede duldete. „Sein Problem, nicht deines.“ Dann wandte er sich wieder zu mir. „Pack deine Sachen. Wir stechen mit der Flut in See.“

Mein Herz schlug mir bis in die Kehle. Ich nickte hastig, beinahe zu hastig, und folgte ihm die Gangway hinauf. Die Planken knarrten unter meinen Stiefeln, und der Geruch von Kohle, Salz und Teer stieg mir in die Nase.

Ich war an Bord.

\*

Der erste Morgen begann mit einem Schrei. Noch ehe die Sonne über den Docks stand, riss uns der Bootsmann mit seiner heiseren Stimme aus der Koje. „Raus, ihr Hunde! Das Deck

schrubbt sich nicht von allein!“

Ich sprang auf, stolperte fast über meine eigenen Stiefel, und griff nach dem Schrubber, den man mir in die Hand drückte. Das Holzdeck war noch dunkel vom Tau, klebrig vom Salz, und schon nach einer halben Stunde hatte ich Blasen an den Händen. Neben mir fluchte ein Matrose ohne Zähne, während er das Schrubben mehr mit seinen Knochen als mit Kraft erledigte.

Später hieß es, die Kohlenbunker füllen. Sack um Sack mussten wir schleppen, schwitzend und hustend im schwarzen Staub, der sich in jede Pore fraß. Ich schmeckte Eisen und Rauch auf der Zunge, und als ich mir mit dem Ärmel den Schweiß abwischte, blieb nur eine schmierige Spur aus Ruß.

Mittags gab es Suppe, dünn wie Wasser, in der ein Stückchen Kartoffel schwamm wie eine Rarität. Ich löffelte gierig, während die Männer sich über alte Fahrten stritten – wer den schlimmsten Sturm erlebt hatte, wer den härtesten Kapitän. Jedes Lachen klang wie ein Hieb, jede Geschichte wie eine Drohung.

Am zweiten Tag kam die Wache. Man stellte mich am Bug ab, mit Augen, die noch nicht an die Ferne gewöhnt waren. „Halte Ausschau, Junge“, sagte der Bootsmann. „Wenn du ein schläfst, wachst du vielleicht nie wieder auf.“ Ich klammerte mich an die Reling, der Wind peitschte mir die Haare ins Gesicht, und ich starrte in ein Meer, das sich endlos ausbreitete. Es war schön – und furchteinflößend zugleich.

Nachts in der Koje hörte ich das Schnarchen und Husten der Männer, das Knarren des Schiffes, und mein ganzer Körper schmerzte. Ich schrieb ein paar krakelige Worte in mein Notiz-

buch, doch meine Hand zitterte so sehr, dass ich sie kaum lesen konnte.

Und doch – trotz des Schmerzes, trotz der Demütigungen – fühlte ich etwas, das stärker war als die Angst: das Wissen, dass mein Leben endlich begonnen hatte.

\*

Es war am dritten Tag. Die See lag bleiern, keine Brise, kein Wellenschlag, nur dieses drückende Schweigen, das selbst die Stimmen der Männer dämpfte. Ich schuftete am Deck, die Hände wund vom Schrubber, als plötzlich der Bootsmann brüllte:

„Holt den Gefangenen raus!“

Zwei Matrosen gingen zum vergitterten Schacht. Das Scharnier quietschte, rostiges Eisen gegen Eisen. Ein Schatten regte sich darin, langsam, wie ein Tier, das zu lange eingesperrt war.

Dann kroch er hervor.

Ein junger Mann, nicht viel älter als ich. Die Haut blass, die Lippen aufgesprungen, die Augen aber... die Augen waren hell, kalt und unbezwungen. Keine Spur von Demut. Keine Spur von Reue.

Er richtete sich auf, so abgemagert er auch war, und sah sich um, als gehörte ihm das Deck. Einer der Matrosen stieß ihn vorwärts. Er schwankte, doch er lachte leise. Ein kurzes, raues Lachen, das den Männern das Grinsen aus dem Gesicht wischte.

„Genug Ruhe gehabt, Crowe?“ fragte der Bootsmann spöttisch.

„Mehr als du je haben wirst“, kam die Antwort, krächzend, aber unerschrocken.

Ich erstarrte. Da stand er – ein junger Kerl wie ich. Und doch... etwas an ihm war anders. Etwas, das mir sagte: Dieser Mann würde sich von niemandem brechen lassen.

Er drehte den Kopf, und für einen Moment trafen sich unsere Blicke. Es war, als stünde ich einem Spiegel gegenüber, der nicht mein Gesicht, sondern meine Schatten zeigte.

\*

Die Tage verschwammen ineinander: schrubbten, schleppen, wachen, essen, schlafen. Meine Hände waren wund, meine Muskeln schmerzten, und doch gewöhnte sich der Körper schneller an die Planken als der Kopf. Ich hatte aufgehört zu zählen, wie oft ich am Abend mit dem Gesicht im Ruß eingeschlafen war.

Am fünften Tag änderte sich das.

Es begann mit einem Fluch. Einer der Männer – ein stämmiger Kerl mit einer Narbe quer über der Stirn – hatte den Befehl verweigert, einen der Kohlsäcke zu schultern. „Zu schwer“, knurrte er, „ich bin kein Maultier.“

Das Wort hing noch in der Luft, da war der Bootsmann schon über ihm. Ein Schlag mit dem Tauende traf ihn am Rücken, dass er auf die Knie fiel. Er versuchte aufzustehen, doch zwei andere packten ihn an den Armen und hielten ihn fest.

„Knast“, sagte der Bootsmann knapp.

Sie zerrten den Mann quer über Deck, sein Fluchen erstickte im Gelächter der anderen. Dann stießen sie ihn in die kleine, eiserne Kammer unterhalb der Reling. Die Tür krachte zu, das Schloss klickte, und plötzlich war es still, als hätte man ihn aus der Welt geschnitten.

Ich starrte auf das dunkle Gitter, hinter dem eben noch ein Mensch gewesen war. Mir lief ein Schauer über den Rücken.

„So lernt man hier Gehorsam“, murmelte einer neben mir. „Er wird es nicht noch mal versuchen.“

Ich nickte, aber in mir rumorte es. Es war nicht nur Furcht, es war auch die Erkenntnis: Auf diesem Schiff galt kein Recht, nur Macht. Und Macht war hier das Tauende in der Hand des Stärkeren.

**Möchtest du wissen, wie es weitergeht?**

Der vollständige Roman ist bald erhältlich:

**Print:**

/

**eBook (Kindle):**

<https://amzn.to/4pZc3wQ>

**eBook (Thalia):**

<https://tidd.ly/3YvFo6l>

**eBook (Osiander):**

<https://tidd.ly/4oVMAna>

**eBook (buecher.de):**

<https://tidd.ly/4s9DMgo>

Vielen Dank, dass du die Leseprobe gelesen hast.